

2017 51/52

# Geschichte der Germanistik

*Historische Zeitschrift  
für die Philologien*

Herausgegeben von  
Christoph König und  
Marcel Lepper  
in Verbindung mit  
Michel Espagne,  
Ralf Klausnitzer,  
Denis Thouard und  
Ulrich Wyss

WALLSTEIN

# Geschichte der Germanistik

Historische Zeitschrift für die Philologien

Herausgegeben von  
CHRISTOPH KÖNIG  
und  
MARCEL LEPPER

in Verbindung mit  
Michel Espagne,  
Ralf Klausnitzer,  
Denis Thouard und  
Ulrich Wyss

2017  
Doppelheft 51/52

Wallstein Verlag

**Eine Veröffentlichung  
der Deutschen Schillergesellschaft e. V.**  
Redaktion: Ruth Doersing und Na Schädlich

**Editorial Board:**

**Anne Bohnenkamp, Beatrice Gruendler, Michael Lackner, Sheldon Pollock, Jörg Schönert, Jürgen Paul Schwindt und Meike G. Werner**

Die Zeitschrift ›Geschichte der Germanistik‹ widmet sich unter vier Gesichtspunkten – Forschung, Diskussion, Dokumentation und Kommunikation – der Fachhistorie der deutschen Philologie von den Anfängen um 1800 bis heute. Sie bezieht alle fünfzig Länder ein, in denen das Fach bisher existiert. Fragen der Allgemeinen Wissenschaftsgeschichte sowie die Historie benachbarter Philologien gewinnen an Gewicht zugunsten einer Komparatistik der Philologien. Das kritische Potential der Wissenschaftsgeschichte soll für die Fächer heute, die sich der Literatur und der Sprache widmen, entfaltet sein.

Die ›Geschichte der Germanistik‹ erscheint in der Regel als Doppelheft einmal jährlich. Preis des Doppelheftes €14,-; im Abonnement €10,-. Preise und Lieferbarkeit älterer Hefte auf Anfrage. Beiträge sind an die Herausgeber der ›Geschichte der Germanistik‹ zu senden:

Prof. Dr. Christoph König  
Lehrstuhl für Neuere und neueste deutsche Literatur  
Universität Osnabrück  
Neuer Graben 40  
49074 Osnabrück  
E-Mail: christoph.koenig@uni-osnabrueck.de

PD Dr. Marcel Lepper  
Arbeitsstelle für die Erforschung der Geschichte der Germanistik  
Deutsches Literaturarchiv  
Postfach 1162  
71666 Marbach/Neckar  
E-Mail: marcel.lepper@dla-marbach.de

Für die Einrichtung der Beiträge, die als Manuskript und elektronisch einzureichen sind, ist ein Merkblatt maßgebend, das bei der Redaktion anzufordern ist.

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2017  
[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)

Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond und Frutiger Roman

ISBN (Print) 978-3-8353-3147-1  
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4139-5  
ISSN (Print) 1613-0758

# Inhalt

## Aufsätze

- Anmerkungen zur Stigmatisierung des Privaten in der Celan-Forschung  
(*Werner Wögerbauer*) 5
- Wie man eine Seite liest. Über einige Konzepte zur Materialität, mit Lektüren  
von Werken Goethes, Nietzsches, Rilkes und Hölderlins (*Christoph König*) 15
- Comment lire les classiques (chinois)? (*Benoît Vermander*) 38
- Al-Firūzābādī *togatus*: Arabische Wörterbücher in der europäischen  
Frühmoderne (*Colinda Lindermann*) 66
- Die Theorie der Philologie (*Jürgen Paul Schwindt*) 74
- Warum Boeckhs ›Encyklopädie‹ lesen? (*Constanze Güthenke*) 83
- Clemens Heller – ein Übersetzer? (*Joachim Nettelbeck*) 98

## Diskussionen

- Literaturarchive als Forschungsarchive. Archiv und Edition (*Bernhard Fischer*) 106
- Ohne Befremden? Wissenschaftskooperation als wechselseitiger Lernprozess  
zwischen germanistischen Arbeitsgruppen der Universitäten Hamburg und  
Rostock vor und nach 1989 (*Jörg Schönert*) 120
- Der frühe Film in der Schule der Weimarer Republik.  
Kanonisierungsdebatten im Spiegel der Zeitschrift ›Der Bildwart‹  
(*Christian Dawidowski*) 126
- »Wann endet eine Interpretation?« Gedanken zur Praxis des Verstehens  
in Rechts- und Literaturwissenschaft, anlässlich einer Konferenz im  
Wissenschaftskolleg zu Berlin (*Christoph König*) 138

## Ineditum

- Sprachreflexion zwischen den Klippen von Natürlichkeit und Arbitrarität:  
die sprachwissenschaftlichen Parerga im Nachlaß von Friedrich August Pott  
(*Utz Maas*) 143

## Projekte

- The Arabic Anonymous in a World Classic (Acronym: AnonymClassic).  
Presentation of a Research Project (*Beatrice Gruendler*) 156
- The Historical Archive of the Hebrew University: Towards 2018 (*Adi Livny*) 157

Die Bibliothek Erich Auerbachs im Deutschen Literaturarchiv Marbach ( <i>Sonja Arnold</i> )	158
Anwälte des Autors. Zur Geschichte und Theorie der Herausgeberschaft 1700-1900 ( <i>Erika Thomalla</i> )	162

### **Nachlässe – Sammlungen – Autographen**

Neuerwerbungen der Marbacher Arbeitsstelle für die Erforschung der Geschichte der Germanistik im Deutschen Literaturarchiv Marbach ( <i>Ruth Doering</i> )	165
Der Nachlass von Paul Hoffmann (1917-1999) im Deutschen Literaturarchiv Marbach ( <i>Janet Dilger</i> )	167

### **Kommentierte Bibliographie**

Systematische und theoretische Aspekte	171
Hermeneutik, Philologie, Textkritik	175
Institutionen- und Personengeschichte	176
Literaturwissenschaft	186
Sprachwissenschaft	188
Klassische Philologie	188
Andere kultur- und geisteswissenschaftliche Disziplinen	189

### **Kolloquien**

Die Theorie der Philologie – eine Standortbestimmung (Heidelberg, 15.9.-17.9.2016) ( <i>Franziska Humphreys</i> )	190
--	-----

# Aufsätze

## Werner Wögerbauer Anmerkungen zur Stigmatisierung des Privaten in der Celan-Forschung<sup>1</sup>

Repräsentanz, welcher Art immer, kann ich mir nicht arrogieren; ich bin Jude und bin ein Autor deutscher Sprache. Aber Erfahrung und, von weither, Schicksal führen hier, zusammen mit Verantwortungsbedürfnis und Solidarität, die Feder.

Paul Celan, ›Mikrolithen‹

Privatheit und Öffentlichkeit sind für uns hier und heute keine anthropologischen oder soziologischen Begriffe, wie sehr uns auch Hannah Arendts oder Jürgen Habermas' Untersuchungen wichtige Aufschlüsse geben über einen Strukturwandel der Öffentlichkeit und über die Veränderungen des privaten Raums. Die Grenzen zwischen ›privat‹ und ›öffentlich‹ sind nicht nur fließend, sie werden immer wieder neu gezogen. Wir aber haben zunächst ein philologisches Problem, das sich vielleicht in der Literatur der Moderne auf eine zugespitzte Weise stellt, bei Baudelaire oder Kafka etwa, in einer Literatur, die beharrlich am Partikularen festhält und sich allen Versuchen zu seiner Auflösung widersetzt.

Die Gedichte wurden veröffentlicht. Sie sind allgemein verfügbar und für jedermann zugänglich. Sie enthalten Rätselhaftes und Geheimnisvolles: Esoterisches vermischt sich mit Exoterischem. Man kann nun das Esoterische als etwas Unwesentliches betrachten und ihm keine Beachtung schenken, weil man der Meinung ist, dass es an der Sinnkonstitution nicht teilhat. Oder nach einer vermittelnden Instanz rufen, die das Geheimnis erschließt und enthüllt; es wäre dies eine Art Initiationsprozess durch den kommentierenden Herausgeber. Vielleicht gäbe es noch ein Drittes oder Viertes, ich kann zur Eröffnung dieser Tagung nichts Abschließendes sagen.

Wenn hier vom Esoterischen die Rede ist, so ohne jeden kultischen oder religiösen Hintersinn: Rätsel, Dunkelheit und Geheimnis verweisen auf kein Mysterium, das wesentlich mit der Dichtung verbunden wäre. Ich nehme hingegen die sogenannten »Realien« in den Blick, die Bezüge im weitesten Sinne, die von der Celan-Forschung zunächst als »Zitate« und »Daten« wahrgenommen wurden.

Betrachtet man die Herkunft dieser esoterischen Elemente, so lassen sich verschiedene Bereiche unterscheiden: der Alltag des Dichters, seine Lektüren, die Literatur und die Zeitungen, zufällige Daten, das Familiäre, das Körperliche, das Sexuelle, das

1 Es handelt sich um eine gekürzte Fassung des einleitenden Vortrags zu der Tagung ›Paul Celan: privé / public. Öffentlichkeit und Privatheit in Paul Celans Gedichten‹, die im Dezember 2016 von Clément Fradin und Werner Wögerbauer an der Universität Nantes ausgerichtet wurde.

psychische Erleben und zuletzt die Krankheit. Sie sind der Ertrag einer gespannten Aufmerksamkeit und einer in den späteren Gedichten fast klinischen Selbstbeobachtung. Das Gedicht ›Das Wort vom Zur-Tiefe-Gehn‹ geht, wie aus der Gedichtüberschrift einer Vorstufe noch erkennbar ist, auf eine Deutschstunde zurück, eine »leçon d'allemand«, auf die gemeinsame Lektüre eines Gedichts von Georg Heym durch das Ehepaar Celan: »das Wort vom Zur-Tiefe-Gehn, das wir gelesen haben«. <sup>2</sup> Der Ausgangspunkt des Gedichts ›Dein Hinübersein‹ ist, nach den eigenen Angaben von Gisèle Celan-Lestrange, eine kreislaufbedingte Ohnmacht. Die kletternde Bohne in demselben Gedicht verweist auf eine Bohne, die Celan gepflanzt hatte, um mit seinem Sohn ihr Wachstum zu beobachten. Aus Tagebuchnotizen erfuhren wir, dass Celan am 27. Oktober 1965 im Lyoner Café »Les Archers« ein Mädchen sah, das Camus' Roman ›L'Etranger‹ las, und können so die Entstehungsumstände von ›Lyon, Les Archers‹ rekonstruieren. Wir wissen mittlerweile, dass Celan nach einer Tagung in Wuppertal, wo es zu einem Wiedersehen mit Ingeborg Bachmann gekommen war, am 14. Oktober 1956 in einem Kölner Hotel an der Adresse »Am Hof« wohnte, dass der Gedichttitel ›Köln, Am Hof‹ sich davon herleitet, zugleich aber auch, dass für Celan dieser Straßename auch die Erinnerung an andere Städte aufrief, an Residenzstädte mit Plätzen, die dort denselben Namen trugen, München etwa oder Wien, und werden so mit der Frage nach der Eindeutigkeit und Besetzbarkeit der Namen und Daten konfrontiert. Privates mischt sich mit Kontingentem. Viele Gedichte in dem Band ›Schneepart‹ sind aus der Lektüre von Zeitungen hervorgegangen, ›Dein Blondschaten‹ etwa, ein Text, der Bezüge auf Artikel aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung über »Klassische Reitkunst« und über die Ausweisung und Wiedereinreise von Daniel Cohn-Bendit im Jahr 1968 miteinander kombiniert. Im Gedicht ›Gewieherte Tumbagebete‹ vom 4. Januar 1967 finden sich Anspielungen auf einen FAZ-Artikel über die Beisetzung Heimito von Doderers zusammen mit Lesespuren aus Arno Schmidts Roman ›Die Gelehrtenrepublik‹. Der zweite Teil des Gedichts ›Hafen‹ geht auf eine Wortliste zurück, die sich Celan während einer Hafenumrundfahrt in Hamburg notiert hatte: Es sind einzelne Wörter wie Portalkräne, Tiefadamarke, Laufkatze, Leuchtfeuerschiffe und dergleichen. Es ist spannend zu verfolgen, wie diese disparaten Elemente im Schreibprozess in einen Sinnzusammenhang eingebunden wurden.

Jede Erörterung des Gegensatzes von Privatheit und Öffentlichkeit bei Celan hat ihre Urszene in Szondis Lektüre von ›Du liegst‹. <sup>3</sup> Das Gedicht ist ein »Wintergedicht«, es trug diesen Titel in den ersten Entwürfen, die im Dezember 1967 nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin entstanden sind. Celan war zu einer Lesung eingeladen worden. Er trifft dort Freunde, verbringt Zeit mit Szondi, diskutiert mit dessen Studenten im Seminar der Freien Universität. Das Gedicht wurde zuerst als sein

2 Paul Celan, Die Gedichte. Kommentierte Gesamtausgabe in einem Band, hg. und kommentiert von Barbara Wiedemann, Frankfurt am Main 2003, S. 125.

3 Peter Szondi, Celan-Studien, Frankfurt am Main 1972, S. 113-125.

Beitrag zu einem Band zu Ehren Peter Huchels 1968 gedruckt, bevor es im Frühjahr 1971 in dem postumen Band ›Schneepart‹ erschien; wenig später schrieb Szondi seine Studie. Mit jedem Wort bezieht es sich auf genaue Fakten, die den Berliner Aufenthalt Celans betreffen: der Winter, der Schnee, die Wohnung, der umgebende Park, die Spaziergänge, Besuche, der Berliner Weihnachtsmarkt, die Besichtigung des Orts, an dem die Verschwörer des 20. Juli 1944 hingerichtet wurden, eine Autofahrt, die am ehemaligen Hotel »Eden« vorbeiführte, das 1919 das Hauptquartier der Mörder von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg war, sowie die Lektüre einer Dokumentation über diese Ereignisse, die Celan von Szondi erhalten hatte. Die Umstände machten aus Szondi einen privilegierten Zeugen der Textgenese: Er wurde so dazu gebracht, die Präsenz der referentiellen Elemente in Celans Text zu erkennen und die Frage nach ihrem Status für die Interpretation zu stellen.

Der kurze Text dieser dritten Celan-Studie Szondis ist berühmt geworden. Das Typoskript, vielleicht nur eine vorläufige Reinschrift, endet mit drei Punkten. Seine erste Veröffentlichung in einer Schweizer Tageszeitung rief die Reaktion Hans-Georg Gadamer hervor, der selbst gerade an einem Kommentar zu einem Gedichtzyklus arbeitete. Er fragte polemisch »Was muss der Leser wissen?«, um gleichsam das Übermaß an Wissen zu beanstanden, das Szondi dem Leserpublikum zur Verfügung stellte.<sup>4</sup> Offenbar empfand der Vertreter einer philosophischen Hermeneutik, der Verteidiger des *general reader*, ein Unbehagen angesichts der Genauigkeit, mit der er konfrontiert war, angesichts der Zwänge einer informierten und insofern ›gelehrten‹ Lektüre, der von Szondis Text der Weg geebnet wurde.

Auch Szondi hatte seine Schwierigkeiten mit der Dokumentation, jedoch in anderer Weise als Gadamer. Die Situation, in der er sich befand, wurde zu einer methodischen Herausforderung. Die Genauigkeit der Bezüge konnte dazu verleiten, den Sinn der Passagen noch vor jeder Interpretation zu fixieren. Zugleich hatte die zweite Celan-Studie, der Aufsatz über ›Engführung‹, mit einer Überschreitung der anfänglichen poetologischen Prämissen geendet und mit der Einführung des historischen Bezugs auf die Judenvernichtung. Szondi kommentierte eine Überschreitung, die innerhalb des Gedichts stattfand und das Ungenügen einer rein sprachlichen Welt konstatierte. ›Eden‹ sollte daher eine Antilektüre werden, wie er selbst an Jean Bollack schrieb: »Dans ce dernier article j'essaierai de donner tous les détails qui aident à comprendre le poème (›Du liegst im großen Gelausche ...‹) sur Rosa Luxemburg et Liebknecht, tout en montrant combien il faut connaître de détails pour comprendre les poèmes des dernières années. Une Anti-lecture donc, mais pour cause.«<sup>5</sup>

Die Studie zerfällt in vier Teile. Zunächst gibt Szondi Informationen über das Entstehungsdatum, die verschiedenen Fassungen und die Umstände der Veröffentlichung; er stellt ein erstes Mal die Frage nach der »Verwandlung« des Erlebten und

4 Hans-Georg Gadamer, Was muss der Leser wissen? Aus Anlass von Peter Szondis ›Zu einem Gedicht Paul Celans‹, Neue Zürcher Zeitung, 5. November 1972.

5 Brief an Jean Bollack vom 8. Februar 1971, in: Peter Szondi, Briefe, hg. von Christoph König und Thomas Sparr, Frankfurt am Main 1993, S. 336.

kündigt an, den Prozess der »Kristallisation« nachzuzeichnen – in einer kaum verhüllten Anspielung auf die Verse am Ende der sechsten Partie von ›Engführung‹, die von der Vollendung einer Wort-Kosmogonie handeln. Sodann teilt er die biographischen und literarischen Informationen mit, die er besaß, weil er entweder selbst mit Celan während dieser Berliner Tage zusammen gewesen war oder sie bei anderen Zeugen erfragt hatte. Der vierte Teil am Ende der Studie ist einer Interpretation des Gedichts gewidmet, die sich im Wesentlichen auf die Ambivalenz des Wortes »Eden« stützt, das einerseits die weihnachtliche Harmonie beschwöre, andererseits mit der Geschichte der Gewalttaten verknüpft sei.

Die Bedeutung der Studie liegt gewiss nicht in diesem Entwurf eines möglichen Verständnisses, sondern in den vorausgeschickten methodischen Erwägungen, die zwischen dem stehen, was Szondi ironisch eine »Anti-Lektüre« nannte (das wäre der Katalog der Bezüge), und dem Teil, der zu einer sich von den Bezügen abwendenden Lektüre werden sollte. Diese dritte Partie, ein einzelner Absatz, dem eine logische Schlüsselfunktion zukommt, benennt die methodischen Probleme im Spannungsfeld von Heteronomie und Autonomie, das von dem im weitesten Sinne biographischen Material aufgebaut wird: »Inwiefern ist das Gedicht durch ihm Äußerliches bedingt, und inwiefern wird solche Fremdbestimmung aufgehoben durch die eigene Logik des Gedichts?«<sup>6</sup> Die erste Fassung seiner Studie zeigt, dass Szondi ursprünglich daran gedacht hatte, die Informationen, die er soeben mitgeteilt hatte, wieder zurückzunehmen, ja geradezu zu löschen:

Wenn im folgenden die Frage untersucht werden soll, oder vielmehr: von der Arbeitshypothese ausgegangen, *dass* es diese Autonomie des Gedichts gibt und dass sie zu erfragen ist, werden die zuvor aufgezeichneten Wege von der Biographie zum Gedicht vernachlässigt. [...] Rekurriert wird auf sie nur, um zu überprüfen, ob die Analyse ihr Material insgeheim nicht doch von ihnen bezieht, als Schmuggelware. [...]<sup>7</sup>

Folgt man der Argumentation dieses gestrichenen Absatzes, so hätte Szondi die referentiellen Bezüge nur zu dem Zweck zusammengetragen, sich ihrer nicht zu bedienen und jeden Rekurs auf sie besser in Frage stellen zu können, in einer Perspektive, die selbst Gadamer hätte akzeptieren können. Doch die Logik des Essays ist eine ganz andere. Szondi war überzeugt, sein Brief an Bollack belegt dies, dass das Material für das Verständnis unabdingbar war, auch wenn die Verwendung dieses Materials den in seinen ersten beiden Studien formulierten ästhetischen Prinzipien zuwiderzulaufen schien. Blickt man auf Szondis Typoskript, so hat man den Eindruck, es habe an dieser Stelle ein regelrechter Kampf stattgefunden. Er endete mit der Streichung des gesamten Absatzes und mit einer Veränderung der Problematik. Die Anspielung

6 Szondi (Anm. 3), S. 120.

7 Der gestrichene Absatz findet sich im Anhang zu den ›Celan-Studien‹ (Anm. 3), S. 134 f., und ist als Faksimile wiedergegeben in: Christoph König (unter Mitarbeit von Andreas Isenschmid), Engführungen. Peter Szondi und die Literatur, Marbach am Neckar 2004, S. 64.

auf eine etwaige Einführung der biographischen Informationen als »Schmuggelware« verschwindet, und mit ihr die im Begriff implizierte moralische Verurteilung der empirischen Voraussetzungen.

Gadamer ging es in seiner Reaktion nicht etwa darum, Szondis Ansätze aufzunehmen, wie man oft liest, sondern eher darum, sie zu neutralisieren. Sein Kommentar zum ›Atemkristall‹ entstand gleichsam als ein methodisches Experiment unter Verzicht auf jegliches »Spezialwissen«, in einer hermeneutischen Versuchsanordnung, die man mit Szondis Verfahren zu kontrastieren hat: »Ich hatte kein Lexikon zur Hand. Ich lag in einer Sandkühle in den holländischen Dünen und wog die Verse hin und her [...] bis ich sie zu verstehen meinte.«<sup>8</sup> Der Begriff des Verständnisses, der dem Kommentar zugrunde liegt, entspricht genau dieser Situation: »Wer ein Gedicht richtig verstehen will, muss in jedem Falle das Private und Okkasionelle, das der Information anhaftet, wieder vergessen«;<sup>9</sup> und: »Man muss nichts Privates und Ephemereres wissen. Man muss sogar von ihm wegdenken und nur das denken, was das Gedicht weiß.«<sup>10</sup>

Die Aufgabe, »zu denken, was das Gedicht weiß«, bezeichnet freilich eine Herausforderung für den Leser, die in den holländischen Dünen nicht zu erfüllen war. Sie gilt, wenn man sie ernst nimmt, der Rekonstruktion eines Horizonts. Der Text setzt manches voraus; er weist darauf hin und fordert auf, den Hinweisen nachzugehen. Vieles wurde schon sehr früh auf diese Weise gefunden. Der Lichtenberg-Kenner Paul Requadt etwa erschloss in einem 1974 erschienenen Aufsatz die zugleich offenkundigen und versteckten Anspielungen auf Lichtenbergs Tagebücher und Briefe in dem Gedicht ›Lichtenbergs zwölfte‹.<sup>11</sup> Nicht immer enthalten die Gedichte derart genaue und in ihrer Nachdrücklichkeit geradezu verstörende Anweisungen an den Leser. Aber eine Bewegung wurde durch sie in Gang gesetzt. Sie führte gewiss nicht immer zum Ziel. Die Sekundärliteratur dieser Zeit enthält vieles Zutreffende, auch manches Irrige.<sup>12</sup>

Vor diesem Hintergrund erneuerte Menninghaus 1986 die Kritik an einer gelehrten, das heißt: durch das Aufsuchen der Daten und Bezüge belehrten Lektüre.<sup>13</sup> Auch er

8 Hans-Georg Gadamer, *Wer bin Ich und wer bist Du?* Kommentar zu Celans ›Atemkristall‹, Frankfurt am Main 21986, S. 138 (die erste Auflage erschien 1973).

9 Ebd.

10 Ebd., S. 130.

11 Paul Requadt, *Bildlichkeit der Dichtung. Aufsätze zur deutschen Literatur vom 18. bis 20. Jahrhundert*, München 1974, S. 245-258.

12 Vgl. beispielsweise die Aufsätze Matthias Loewens zu den Gedichten ›Kermorvan‹ (Der Heimat ins Garn. Zu einem Gedicht von Paul Celan, in: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 32, 1982, S. 315-332) und ›Selbdritt, selbvier‹ (Gespräch mit dem Schweigen, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 61, 1987, S. 163-182).

13 Winfried Menninghaus, *Wissen oder Nicht-Wissen. Überlegungen zum Problem des Zitats bei Celan und in der Celan-Philologie*, in: *Datum und Zitat bei Paul Celan. Akten des Internationalen Paul Celan-Colloquiums Haifa 1986*, hg. von Chaim Shoham und Bernd Witte, Bern 1987, S. 81-96.

sieht sich in der Nachfolge von ›Eden‹, aber auch seine Wiederaufnahme ist eigentlich eine Zurücknahme und Infragestellung von Szondis Entwurf. Das Aufspüren der Realien ist für ihn nichts weiter als ein pedantisches und letztlich sinnloses Unterfangen. Wenn Menninghaus dabei von einer »erfolgreichen Praxis« spricht, so ist es nicht anerkennend gemeint. Der Zungenschlag lässt diese Feindseligkeit erkennen: Von einem »interpretatorischen Detektivspiel« ist die Rede, von »Forscherfleiß«, von »gelehrte[r] Dichtung für Gelehrte«. <sup>14</sup> Darin liegt aber mehr als eine nur skeptische und spöttische Attitüde. Für Menninghaus verhindern die philologischen Bemühungen eine angemessene Wahrnehmung von Celans Dichtung, die sich angesichts der ausfindig gemachten Bezüge in ein Gewirr von kontingenten Anspielungen und Erfahrungspartikeln aufzulösen droht. Menninghaus konstatiert eine Spannung, die sich zwischen der »enorme[n] Voraussetzungshaftigkeit« von Celans Dichtung und deren »allgemeine[m] Nenner« ergibt, mit anderen Worten, zwischen dem vielgestaltigen Datenmaterial einerseits und der beständigen Erinnerungsarbeit andererseits, kraft derer die Gedichte »auf die Schreckensdaten des Nationalsozialismus oder allgemeiner auf die Geschichte von Herrschaft, Unterdrückung und leidvollen Kämpfen« bezogen bleiben. <sup>15</sup> Ist damit aber nun ein Problem der Celan-Forschung gemeint oder ein Problem von Celans Dichtung selbst? Folgt man Menninghaus, so sprengen die Bezüge die Einheit des Werks: »[S]elbst wenn es einen einheitlichen Nenner *der Verwendung* von Zitaten geben sollte, der Fundus der Zitate selbst sperrt sich einer solchen versöhnenden Vereinheitlichung.« <sup>16</sup>

Der von Menninghaus konstruierte Widerspruch zwischen dem Fundus der Realien und dem einheitlichen Nenner des Werks beruht auf bestimmten poetologischen Prämissen. Die Entgegensetzung, wenn man in ihr eine Grundgegebenheit von Celans poetischem Kanon sehen will, ließe sich aber auch ins Positive wenden: Welcher Zusammenhang besteht zwischen dem dichten Netz an Bezügen aller Art und der beharrlichen Bezugnahme auf das historische Geschehen der Judenvernichtung? Mit anderen, den Gedichten Celans entlehnten Worten: Wie lässt sich das »Tausendfarbige« oder auch »Tausendmündige« (›Kolon‹) mit »dem einen, dem einzigen Faden« (›Hawdalah‹) vereinbaren? Es ist eine Frage, die wir festhalten sollten.

Fassen wir zusammen: Die Arbeit der Kommentierung führt, wenn es um die Ermittlung sachlicher Bezüge geht, in den Bereich der persönlichen Erfahrung des Autors. Die kontingente Erfahrung und ihre Integration in die Schrift, durch die sie signifikant wird, war für Celan eine Waffe in der Auseinandersetzung mit dem Kanon und einem von allgemeinen Werten geprägten Verständnishorizont. Sie ist ein wesentlicher Aspekt dessen, was er in einem Brief als »Krummnasigkeit« bezeichnete: Sie »steht [...] für jenes Partikuläre, Persönliche und – lebensläng-

14 Ebd., S. 81f.

15 Ebd., S. 87.

16 Ebd.

lich! – Individuelle, das auch aller Poesie eingeschrieben bleibt, und das man in dieser nur dem Anschein nach so ›lyrischen‹ Zeit immer wieder Lügen zu strafen versucht.«<sup>17</sup>

Es kann nicht überraschen, dass die Leugnung des Personhaften von Celans Dichtung Hand in Hand mit der Abwertung des Sachkommentars gegangen ist. Sie wurde von zwei Richtungen her betrieben: von der philosophischen Hermeneutik (Gadamer) und von einem poststrukturalistischen Formalismus (Menninghaus). Außersprachliche Bezüge wurden nur widerwillig und gleichsam gezwungen zur Kenntnis genommen, wenn es denn nicht anders ging. Oder man denunzierte die Suche nach biographischen, literarischen und außerliterarischen Bezügen als eine vulgäre, pedantische, akademisch bornierte Haltung, die nur von einem mangelnden Verständnis für das Wesen der Dichtung zeugte.

Ende der 1980er-Jahre initiierte Jean Bollack zusammen mit Bernhard Böschenstein und mit der gewiss oft kritischen Unterstützung von Gisèle Celan-Lestrange ein Kommentierungsprojekt, das an der Pariser Maison des Sciences de l'Homme seinen Ausgang nahm und später von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wurde. Das Novum bestand darin, den Bildungs- und Wissenshorizont einer Gruppe von Celan-Forschern zusammenzufassen und auf diese Weise deren Vereinzelung zu überwinden, das auf die vielen Köpfe verstreute Wissen für die Lektüre zu erschließen und zu sammeln sowie in der Arbeit an den einzelnen Gedichten die Kommentierungs- und Interpretationsvorschläge zu sichten und miteinander zu konfrontieren.

Das Projekt sollte nicht nur einen zuverlässigen Einzelkommentar zu den Gedichten erarbeiten, sondern auch zu einer konsensfähigen Interpretation führen. Gemessen an diesen ursprünglichen Ansprüchen ist es gescheitert und musste wohl scheitern. Immerhin war damit aber ein Prozess in Gang gekommen, der sich endgültig über die grundsätzlichen Vorbehalte gegen eine Kommentierung hinwegsetzte. Der Umschwung, der dann in den 1990er-Jahren erfolgte, mag einer Konjunktion verschiedener Faktoren geschuldet sein und ist sicherlich auch das Ergebnis einer allgemeineren methodischen Konjunktur, in der die Begriffe der Autorschaft und der biographischen Interpretation neu bewertet wurden. Material, das lange Zeit nur eingeschränkt zugänglich war, wurde nun aufbereitet. Textgenetische Ausgaben entstanden, zunächst eine praktikable Studienausgabe, in Tübingen; in Bonn wurde, nun unter der Leitung von Axel Gellhaus, die 1971 in Angriff genommene und lange Zeit verschleppte historisch-kritische Ausgabe der Werke wieder in Gang gebracht. Eine Reihe von Korrespondenzen begann zu erscheinen, vor allem aber, um die Jahrtausendwende, die umfangreiche Dokumentation Barbara Wiedemanns zur Goll-Affäre sowie der Briefwechsel zwischen Celan und seiner Frau Gisèle de Lestrange, herausgegeben von Bertrand Badiou und Barbara Wiedemann unter

17 Paul Celan an Franz Wurm, 8. Juni 1963, in: Paul Celan, Franz Wurm, Briefwechsel, hg. von Barbara Wiedemann in Verbindung mit Franz Wurm, Frankfurt am Main 1995, S. 12f.

Mitarbeit von Eric Celan. Schließlich wurden 2003 die Ergebnisse der Editions- und Kommentierungsarbeit in der von Barbara Wiedemann herausgegebenen und kommentierten Ausgabe der Gedichte in einem Band zusammengefasst und durch neue, oft überraschende Entdeckungen ergänzt. Ich sagte »schließlich«, aber es gibt hier kein »schließlich«, der Prozess ist natürlich unabgeschlossen und nicht abzuschließen.

In wenigen Jahren hat sich unser Wissen über die Gedichte Paul Celans spektakulär erweitert. Manche der heute und hier Anwesenden waren und sind an dieser Entwicklung beteiligt gewesen, die die Situation der Celan-Forschung ganz entscheidend veränderte. Andrei Corbea-Hoişie, der selbst in den neunziger Jahren mit biographischen Studien zu Celan beschäftigt war, prägte dafür 2002 den Begriff der »biographischen Wende«.<sup>18</sup> Es ist in der Tat ein Umschlag gewesen. Das methodische Vorurteil, der Interpret habe von dem Wissen abzusehen, mag er es gezielt erworben haben oder mag es ihm zugefallen sein, geriet ins Wanken.

Vielleicht sind noch nicht alle Konsequenzen aus der biographischen Wende gezogen worden. Wie kann Celan unter diesen neuen Voraussetzungen gelesen werden? Wie wird er gelesen? Zuweilen trat an die Stelle der prinzipiellen Ablehnung des Kommentars ein Habitus, in dem die biographische Dokumentation mit den Texten auf eindimensionale Weise verknüpft wird. Er beruht auf der Annahme, das Leben oder die »Existenz« würde sich in den Gedichten spiegeln: Die Kontingenz wird anerkannt, aber so, dass sie die dichterische Reflexivität, den Transfer ins Sprachliche blockiert und den dichtungskritischen Impuls unterschlägt. Sie suggeriert eine falsche Objektivität. Man könnte von hier aus zu den skeptischen Ausführungen Menninghaus' zurückgehen, der sich fragte, »ob es bei Celan überhaupt eine Art Aufstieg von den Daten des Kommentars zu Lektüre und Interpretation gibt – ein hermeneutisches Kontinuum von beiden [...] oder ob nicht umgekehrt die Kluft, die Diskontinuität zwischen beiden in einem so radikalen Maß ernstgenommen werden muss, dass der Kommentar [...] keine Voraussetzung oder gar ein privilegierter Schlüssel für die Lektüre ist?«<sup>19</sup> Was auf dem Spiel steht, ist – immer noch – das Verhältnis von Kommentar und Interpretation. Man könnte den Akzent auch etwas verschieben und es anders formulieren: Ist der Kommentar das Antichambre der Interpretation oder ist nicht umgekehrt die Interpretation die Voraussetzung für den Kommentar? Etwa im Sinne von Peter Szondi's »Traktat über philologische Erkenntnis«, wonach ein Faktum erst durch die Interpretation im hermeneutischen Prozess beweiskräftig wird?

Nicht Gadamer und Menninghaus hatten Szondi's Überlegungen aufgenommen, sondern Jean Bollack in einem seiner ersten Beiträge zur Celan-Forschung, in dem

18 Andrei Corbea-Hoişie, Schmuggelware. Zur »biographischen« Wende in der Celan-Forschung, in: Stundenwechsel. Neue Perspektiven zu Alfred Margul-Sperber, Rose Ausländer, Paul Celan, Immanuel Weissglas, hg. von dems., George Guţu und Martin A. Hainz, Konstanz, Bukarest 2002, S. 143-164.

19 Menninghaus (Anm. 13), S. 81 f.

Aufsatz ›Eden, encore‹, den er immer wieder neu ausgearbeitet hat. Der methodische Ansatz wurde in zahlreichen Beiträgen vertreten und entwickelt, bis hin zu den beiden Monographien ›L'Écrit‹ (deutsch: ›Paul Celan. Poetik der Fremdheit‹) und ›Poésie contre poésie‹ (›Dichtung wider Dichtung‹).<sup>20</sup> Wir sahen schon, dass die Hinweise, die die Texte enthalten, bisweilen imperativischen Charakter haben; ihnen nicht nachzugehen, käme einer Ablehnung von Celans Poetik gleich. Die Unabweisbarkeit der Realien ist, nach Bollack, aber vor allem daraus abzuleiten, dass sie einem Prozess der Resemantisierung und Umformung unterzogen werden. Er führe zu einer ›doppelten Verrätselung‹ (›double énigmatisation‹<sup>21</sup>): Die Dunkelheit der Gedichte leitet sich einerseits aus den partikularen Sachbezügen her, die der Leser zunächst oft nicht kennen kann, weil sie auf eine Begegnung verweisen, die der Dichter gemacht hat; andererseits von deren Einbindung in eine semantische Struktur, die von der Gemeinsprache getrennt ist und also zunächst erlernt werden muss. Der Schnitt zwischen den Sprachen bezieht sich auf das historische Ereignis der Judenvernichtung, er setzt ins Zentrum dieser Dichtung ihre Reflexivität, eine umfassende kritische Überprüfung der vorgefundenen Sprachen bis hin zur selbstkritischen Befragung des eigenen Sprechens.

Niemand wird behaupten, dass die Trennlinie scharf zu ziehen sei und dass sich die beiden Akte des Kommentierens und Deutens in einem Nacheinander ordnen lassen. Es handelt sich auch nicht um die Codierung eines hypothetischen Klartexts. Die beiden Verrätselungen finden gleichzeitig statt, die eine bedingt die andere. Die selektive Wahrnehmung besitzt als Organ die idiomatische Sprache, die sich ihrerseits im Prozess der Wahrnehmung konstituiert und rekonstituiert. Das, was Gegenstand der Begegnung ist, wird schon im Gedicht, im Medium seiner getrennten Sprache interpretiert. Dieser Umstand verändert aber das Verhältnis von Interpretation und Kommentar entscheidend. Gäbe es diesen Prozess der Umformung nicht, wäre es denkbar, die sachliche Kommentierung stärker von der Interpretation abzugrenzen.

Die Gedichte sind ohne dieses Zusammenspiel von Idiom und Referenz nicht verständlich. Die Referenz wurde bereits gelesen und umgeschaffen; im Prozess der Lektüre hat sich eine Subjektivität objektiviert. Wir, die Leser Celans, lesen diese eine Lektüre und Umschöpfung. Sicherlich trifft das nicht nur auf Celan zu. Doch selten dürfte diese Verbindung einer referentiellen Präzision mit einer idiomatischen Kunstsprache so zentral sein. Für uns ergibt sich dazu, in Analogie zur doppelten Verrätselung, die Perspektive einer doppelten *Enträtselung*, die die Texte aus der Logik ihres Produziertseins begreifen will. Oder begreifen lernen will, denn es geht

20 Jean Bollack, *Eden, encore*, in: *L'Acte critique. Sur l'œuvre de Peter Szondi*, hg. von Mayotte Bollack, Lille 1985, S. 267-290; ders., *L'Écrit. Une poétique dans l'œuvre de Celan*, Paris 2003 (deutsch: *Paul Celan. Poetik der Fremdheit*, Wien 2000); ders., *Poésie contre poésie. Paul Celan et la littérature*, Paris 2001 (deutsch: *Dichtung wider Dichtung. Paul Celan und die Literatur*, Göttingen 2006).

21 Bollack, *Poésie contre poésie* (Anm. 20), S. 183-195.

nicht um eine Akkumulation von Wissen, freilich auch nicht um die Akkumulation von Nichtwissen, sondern um einen Lernprozess, in den man eintritt.

Ich gehe von hier aus wieder einige Schritte zurück. Gadamer hatte seine Ablehnung einer »gelehrten« Lektüre damit begründet, das »Okkasionelle« sei wie alles »Ephemere« aus dem Horizont der Lektüre zu verbannen. Nun spielt aber der Begriff der Okkasionalität in seinem philosophischen Hauptwerk ›Wahrheit und Methode‹ eine nicht unwesentliche Rolle: »Okkasionalität besagt, daß die Bedeutung sich aus der Gelegenheit, in der sie gemeint wird, inhaltlich fortbestimmt, so daß sie mehr enthält als ohne diese Gelegenheit.«<sup>22</sup> Im Kapitel ›Der ontologische Grund des Okkasionellen und des Dekorativen‹ nimmt er eine besondere Kategorie von Erscheinungen in den Blick, »Phänomene wie das Porträt, das Widmungsgedicht oder auch die Anspielung in der zeitgenössischen Komödie«.<sup>23</sup> In Gadamers Augen nehmen diese Kunstformen für die neuere Ästhetik eine Randstellung ein. Wie aber, so könnte man fragen, wenn es bei Celan genau umgekehrt wäre: Wenn diese Erscheinungen, zusammen mit anderen, gerade den Kern seiner Poetik ausmachten? Porträt, Widmung und Anspielung besitzen in ihr einen besonderen, nicht zu unterschätzenden Stellenwert. Auch Jacques Derrida war noch der Auffassung, es gäbe keine solche direkte Auseinandersetzung mit einem bestimmten Korrespondenten: »Il n'y a pas de dialogue avec un individu déterminable, avec un destinataire ou un correspondant empiriquement déterminables, ce qui ne veut pas dire qu'il n'y ait pas de dialogue.«<sup>24</sup> Manche Gedichte haben aber einen Adressaten, und nicht nur erst dann, wenn sie Teil einer Korrespondenz sind oder einem Brief beigelegt wurden. Inwiefern können Gedichte als Briefe gelesen werden? Und welchen Spielraum lassen uns die Widmungen und Umwidmungen einzelner Texte? Damit sind nur einige der Probleme benannt, die sich aus der biographischen Wende der Celan-Forschung ergeben haben. Ganz allgemein zwingt sie uns dazu, den ästhetischen Kanon des Werks und die hermeneutischen Voraussetzungen der Lektüre zu überdenken. Denn so sehr wir Gadamer nicht folgen können, wenn er in der Lektüre von Celans Gedichten alles Okkasionelle ausscheiden will, so sehr pflichten wir ihm bei, wenn er an anderer Stelle betont, »daß das, was wir hier Okkasionalität nennen, keineswegs eine Minderung des ästhetischen Anspruchs und der künstlerischen Eindeutigkeit solcher Werke darstellt«.<sup>25</sup> Die Stigmatisierung des Privaten in der Celan-Forschung erscheint uns nicht einfach als Kritik an einer philologischen Praxis. Sie beruht auf ästhetischen und poetologischen Postulaten, auf einer literarischen Wertung, die allen kritischen, selbstkritischen, ironischen und sarkastischen Formen der Dichtung mit Argwohn begegnet. Wir hätten es dann mehr mit einer

22 Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, Tübingen 1990<sup>6</sup>, S. 149.

23 Ebd.

24 Bollack, *L'Acte critique* (Anm. 20), S. 245.

25 Gadamer (Anm. 22), S. 152.

Infragestellung von Celans Werk zu tun als mit einer Diskussion über die angemessene Lektürehaltung. Vordergründig wurden die Philologen gescholten, aber der Schlag galt der Dichtung selbst.

*(Prof. Dr. Werner Wögerbauer, Université de Nantes, Département d'études germaniques, BP 81227, F-44312 Nantes Cedex 3; E-Mail: werner.woegerbauer@univ-nantes.fr)*

## **Christoph König**

### **Wie man eine Seite liest. Über einige Konzepte zur Materialität, mit Lektüren von Werken Goethes, Nietzsches, Rilkes und Hölderlins<sup>1</sup>**

Einzelne Verbote für Setzer zeigen die Bedeutung, die die Druckseite als Begriff besitzt. Man nennt die Fehler, die zu vermeiden sind, ›Hurenkinder‹ und ›Schusterjungen‹; es gilt, weder die Reste eines Absatzes auf eine neue Seite zu geben, noch in einer Zeile am Ende der Seite einen neuen Absatz zu beginnen. Diese Verbote ergeben sich aus einer Art Grammatik des Druckerhandwerks, die von der Leserichtung aus gedacht ist – man soll bequem Sinneinheiten aufnehmen können, auch wenn die Seite zur nächsten vorandrängt und in diesem Drängen den Gedankenfluss wider Willen stets leicht hemmt.

Die Bequemlichkeit hatte Paul Valéry im Sinn, als er 1929 in seinem Essay ›Les deux vertus d'un livre‹ zwischen den Polen, die ein Buch bestimmen, zu vermitteln suchte. Die Bequemlichkeit soll zwischen der Seite als Bild und dem linearen Lesen, das das bildliche Material vertilge, vermitteln. Im Grunde habe das eine mit dem anderen nichts zu tun, denn – so Valéry in der Tradition von Kants Erkenntniskritik – die »destruction par l'esprit«, der Konsum bzw. die Vertilgung regieren letztlich. Mit anderen Worten: Wenn sich die beiden Betrachtungsweisen ausschließen: »Le texte vu, le texte lu sont choses toutes distinctes, puisque l'attention donnée à l'une exclut l'attention donnée à l'autre«,<sup>2</sup> und wenn in der kognitiven Linearität der Lektüre die Kunst erkennbar ist, dann kann die Verbindung nur im leichten Übergang vom einen zum anderen bestehen. Der Gegensatz ist philosophisch nicht zu vermitteln. Daher rührt die Bedeutung der Bequemlichkeit, es geht nur um das angenehme Wechseln zwischen zwei Welten, die miteinander nichts zu tun haben: »Un livre est matériellement parfait quand il est doux à lire, délicieux à considérer; quand enfin le passage de la lecture à la contemplation, et le passage réciproque de la contemplation à la

1 Dieser Beitrag wurde geschrieben für die von Kevin Chang, Anthony Grafton und Glenn Most am Institute of History and Philology, Academia Sinica (Taipeh) am 20.-22.3.2017 ausgerichtete Konferenz ›Imagination. Forms, Media and Circulation of Writing and Publication‹. Der Reichtum dieser philologie-komparatistischen Konferenz schlägt sich in meinem Artikel nicht zuletzt in Hinweisen auf Vorträge nieder, die die Optionen des Seitengebrauchs weltweit zeigen.

2 Paul Valéry, *Œuvres*, hg. von Jean Hytier, Bd. 2, Paris 1960, S. 1247.

lecture sont très aisés et correspondent à des changements insensibles de l'accommodation visuelle.<sup>3</sup> Selbst der Raum (einer materialen Seite) wird im Kunstwerk dem Visuellen entzogen und tritt auf die Seite der Linearität (qua Zeit). Allein innerhalb der Linearität entsteht ein ästhetisches Verhältnis von – um es in meinen Begriffen zu sagen – Komposition und Syntax.

Die Gelesene von der geschriebenen Seite ontologisch zu trennen, ist eine Möglichkeit, über die Macht der Seite zu sprechen. Will man die Bequemlichkeit des Übergangs sichern oder technische Vorschriften erlassen, um den Seitenumbruch zu mildern, so geht man von wechselseitigen Störungen der beiden Welten aus. Sie gelte es zu beheben. Ich möchte im Folgenden auf moderne Versuche eingehen, in literarischen Werken eine systematische Verbindung dieser Welten zu orten. Dabei gehe ich von der Autorität des jeweiligen Werks aus, wenn Werke, in deren Sinnbildung die materiale Seite eine Rolle spielt, den Sinn als literarischen Kommentar zu einer hermeneutischen Bedeutungslosigkeit der materialen Seite entwickeln. Dabei ist ihnen eine Hierarchie bewusst, die die philologische Praxis prägt. Das technische Interesse (des Druckhandwerks, oder Valéry's) bildet eine von drei aufeinander aufbauenden Ebenen. Philogietheoretisch und poetologisch maßgeblich ist Friedrich Schlegels Unterscheidung (er trifft sie etwa in den Notaten ›Zur Philologie‹ und sie wird von Schleiermacher in seiner Hermeneutik aufgegriffen) von Technik, Wissenschaft und Kunst, wobei zur Wissenschaft die Kritik und die Hermeneutik (als Konstitution und Verstehen eines Textganzen) zählen.<sup>4</sup> Die kunstmäßige Praxis ihrerseits, die Schlegel an die Spitze seiner Hierarchie stellt, ist heute anders zu konzipieren – nämlich als Erhärtung einer Einsicht im wissenschaftlichen Diskurs, der sich auf Einsichten bezieht, die sich in der Anwendung von ›wissenschaftlichen‹ Regeln einstellen. Dabei kann die Anwendung selbst nicht regelgeleitet sein.<sup>5</sup>

Betrachtet man die Seite in einer technisch-materialen Hinsicht, so tritt der Textträger in den Vordergrund: Bambusstäbe, Palmenblätter, Papyrus-Rollen und Papier-Druck<sup>6</sup> schaffen die Optionen im Umgang mit Texten; der Textgebrauch kann in den Grenzen dieser Hinsicht bleiben, etwa wenn orthodoxe Juden täglich eine

3 Ebd., S. 1248.

4 Vgl. Christoph König, Grenzen der Cyklisation. Friedrich Schlegels Notate ›Zur Philologie‹ als Form des Romans ›Lucinde‹, in: ders., Philologie der Poesie. Von Goethe bis Peter Szondi, Berlin/Boston 2014, S. 36-55.

5 Zum Übergang von der Verstehenspraxis, die zu einer Einsicht führt, und zur Begründung dieser Einsicht in der Logik der – historisch geprägten – jeweiligen Wissenschaft vgl. Sabine Müller-Mall, Fall und Urteil. Zur Rekonstruktion des Falles im Juridischen, in: Fiona. Konturen des Kunstwerks. Zur Frage von Relevanz und Kontingenz, hg. von Frédéric Döhl u. a., München 2013, S. 249-262, sowie den Beitrag des Verfassers: ›Wann endet eine Interpretation?‹ Gedanken zur Praxis des Verstehens in Rechts- und Literaturwissenschaft, anlässlich einer Konferenz im Wissenschaftskolleg zu Berlin, in diesem Heft (Geschichte der Germanistik 51/52, 2017, S. 139-143).

6 Vgl. Goran Proot, Typographical Evolution on the Page. Text and Paratext. The Case of Handpress Books Published in the Southern Netherlands 1473-1700 (vgl. Anm. 1).

Seite (*daf*) qua Kolumne im Babylonischen Talmud lesen.<sup>7</sup> Oder man ›liest‹ die als Loseblattbücher (*pecha*) mit einem Faden zusammengebundenen Palmblätter (mit den Sutrās darauf) im reinen Umblättern der Seiten.<sup>8</sup>

Auf einer zweiten Ebene gilt das materiale Interesse der Seite als Konzept. Damit sind kulturelle Regeln zur Gestaltung der Seite gemeint, die als eine Grammatik der Seitensinnbildung ›wissenschaftlich‹ zugänglich sind: König Sejong (1418-1450) ließ zur ethischen Integration des koreanischen Königreichs Joseon die Geschichtensammlung ›Samgangaengsildo‹ (1434) drucken; die Geschichten sind jeweils auf einer Seite in zwei Sprachen (Chinesisch und Koreanisch) und einer zugehörigen Illustration dargeboten.<sup>9</sup> Oder: Es gehört zur Regel, auf der Seite jeweils den Text mit einem Kommentar zu versehen (sei es in der griechischen Antike, der Renaissance oder in der Geschichte der modernen Enzyklopädie).<sup>10</sup> – Oder (in der antiken chinesischen Tradition) der schließlich am kaiserlichen Hof kanonisierte Text der konfuzianischen Bücher wird in größeren Zeichen geschrieben und in kleineren Zeichen ist der Kommentar zwischen den hervorgehobenen Sätzen eingefügt (vgl. Abb. 1).<sup>11</sup> – Oder selbst das wissenschaftliche Werk erscheint ohne philologisches Beiwerk (wie etwa in der Wissenschaft des George-Kreises) – diese Kulturregeln verbinden die Seite jeweils mit ebenso klaren wie unterschiedlichen Botschaften. Dabei geht es stets um den Status von Text und (durchaus auch, wie Anthony Grafton zeigt, bildlichem) Kommentar.

Auf der Seite als Konzept baut die *literarische* Seite auf, und sie hebt sich davon zugleich ab, denn hier fallen die individuelle Textbedeutung und die Seitengestaltung in eins. Erst wenn die Regelwerke einen ästhetischen Sinn erhalten, wird die Seite zu einem Begriff, der im Verstehen von Sprachkunstwerken notwendig ist.

### 1. Die selbstbestimmte Seite

Ich habe zuvor von einer Art Grammatik des Druckerhandwerks gesprochen. Nun gehe ich einen Schritt weiter: Erst wenn dieses Regelwerk einen ästhetischen Sinn

7 Theodor Dunkelgrün, The »daf« of the Hebrew Bible. Scribal Custom and Rabbinic Law in Manuscript and Print (vgl. Anm. 1).

8 Darauf weist Shenyi Lin (vgl. Anm. 1) hin; vgl. Agnieszka Helman-Ważny, The Archaeology of Tibetan Books, Leiden 2014.

9 Vgl. Choe Keysook, Complex Semiotic Systems and Multi-layered Textuality in ›Samgangaengsildo‹ of 15<sup>th</sup>-century Joseon. Cultural Politics and the Interaction between Narrative, Letters and Illustration (vgl. Anm. 1).

10 Vgl. die Beiträge (Anm. 1) von Glenn Most (›Text and Paratext on Roll and Codex‹, darunter auch zu Pierre Bayle, Dictionaire historique et critique, Amsterdam 1730) und Anthony Grafton (›The Margin as Canvas. A Forgotten Function of the Early Printed Page‹, mit einem Fokus auf die handschriftlichen Kommentare von Ambrosius Blarer und Thomas Smith).

11 Dabei besteht der Kommentar aus jenen Texten, die nicht kanonisiert wurden, als aus der Unmenge an Kommentaren das nunmehr geltende Buch verfasst wurde, oder anders: als die Kommentartradition willkürlich geschlossen wurde, währenddessen die Klassiker bestimmt wurden; vgl. Michael Puetts Aufsatz zu Kommentartradition und Kanonisierung im nächsten Heft der ›Geschichte der Germanistik‹ 53/54, 2018.

erhält, wird die Seite zu einem Begriff, der im Verstehen von Sprachkunstwerken notwendig ist. Valéry's Ästhetik zielt darauf, in der linear-kognitiven Welt den Sinn zu vernichten – seine Überlegung hat also den Vorzug, das symbolistische poetische Programm der Tilgung von Referenz nicht der Einfachheit halber vom leeren Material erledigen zu lassen. Doch zieht er nicht in Betracht, dass das Materiale selbst in den poetischen Prozess von Sinnstiftung, Sinnstilgung und Sinnkritik aufgenommen werden kann. Die solcherart ästhetisch selbstbestimmte Seite möchte ich im Folgenden in den Mittelpunkt meiner Gedanken rücken.

Akzeptiert man den Gedanken einer selbstbestimmten Seite, stellt sich die Frage der Grammatik des Drucks bzw. der Handschrift neu. Die *sub auspiciis poësis* erneuerte Frage lautet: Wie ist der Gegensatz zu fassen zwischen der (grammatischen) Normalität der Seitengestaltung einerseits und einer ›Seite‹ andererseits, die Einfluss gewinnt auf das, was die Kunst ausmacht, nämlich ihre Partikularität? Diese Normalität lässt sich in der Gattung der Lyrik am besten demonstrieren. Zur Lyrik gehört die Gewohnheit, sei es im Manuskript oder im Druck, jedem Gedicht eine eigene Seite zu geben, oder wenn das Gedicht mehrere Seiten umfasst, mit dem nächsten Gedicht eine neue Seite zu beginnen. Die Seite hat also die Kraft einer poetischen Normalität. Daraus folgt jedoch – gerade aufgrund der Normalität – keinesfalls, dass die Seite als Begriff im Verstehen eines Gedichts bedeutsam ist. (So wenig die Sonettform in einem Sonetten-Zyklus notwendigerweise relevant ist – es ist die Lebensnormalität der Welt des Sonetts, man spricht darüber ebenso wenig, wie wir das Atmen nennen, um eine Person zu kennzeichnen.) Ob der Seite ein solcher hermeneutischer Begriff zugrunde liegt, ist jeweils offenzulegen, wenn das Gedicht in den Raum der editorisch-philologischen Reflexion überführt wird. So erweist sich die Edition als Prüfstein philologischer Kritik. Rilke hat seine Gedichtzyklen im Manuskript so gestaltet, dass die Gedichte jeweils auf einer eigenen Seite stehen; und auch in den von ihm noch vorbereiteten, postum 1927 erschienenen ›Gesammelten Werken‹ gilt dieses Prinzip – tut also der Herausgeber der kritischen ›Sämtlichen Werke‹ (ab 1955), Ernst Zinn, recht daran, die Gedichte laufend aufeinander folgen zu lassen, ohne der Seite eine Bedeutung zu geben? Ich komme am Ende meiner Ausführungen auf diese Frage zurück.

Hauptsächlich möchte ich jedoch auf vier Konzepte der Materialität<sup>12</sup> eingehen, die heute in den Philologien dominieren und die sich alle gegen die Idee der Freiheit

12 Vgl. zum heutigen Gebrauch des Begriffs in der deutschen Literaturwissenschaft und insbesondere der Editionsphilologie: Louis Hay, Materialität und Immaterialität der Handschrift, in: *Editio* 22, 2008, S. 1-21; Per Röcken, Was ist – aus editorischer Sicht – Materialität? Versuch einer Explikation des Ausdrucks und einer sachlichen Klärung, in: ebd., S. 22-46. Andrea Polaschegg (*Literatur auf einen Blick. Zur Schriftbildlichkeit der Lyrik*, in: *Schriftbildlichkeit. Wahrnehmbarkeit, Materialität und Operativität von Notationen*, hg. von Sybille Krame, Eva Cancik-Kirschbaum und Rainer Totzke, Berlin 2012, S. 245-264) prüft die Materialität in der Lyrikgeschichte, wägt Visualität und Akustik danach, welche primär die Lyrik bestimmen (medial sei es die Visualität) und anerkennt, dass im Lesen vom Gestalt- zum Referenzaspekt umgeschaltet wird; sie ist letztlich auf der Seite (kognitiver) Linearität (vgl. dazu den Abschnitt zu Christian Benne in diesem Aufsatz, S. 31 f.).

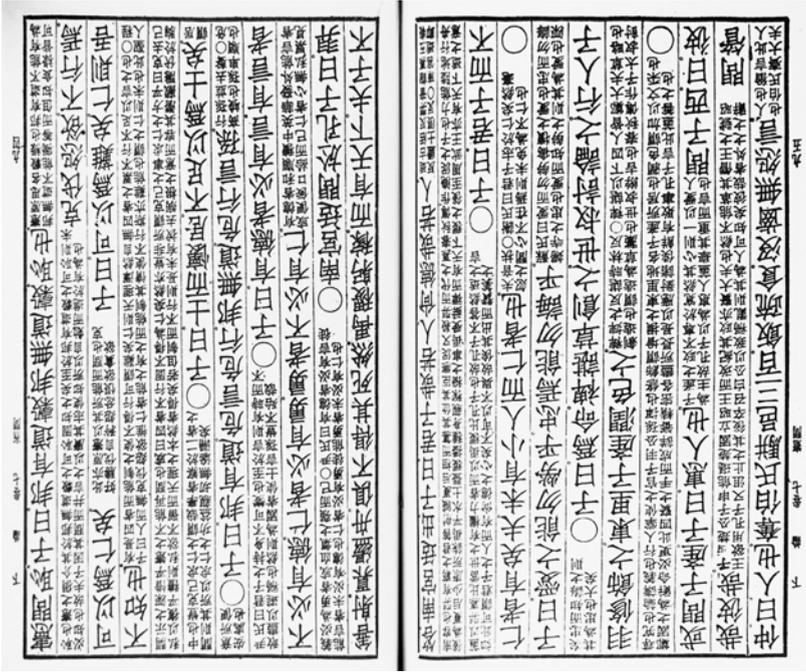


Abb. 1: *Buch der Riten.*

des Werks richten, das sich selbst bestimmt bzw. – im Sinn von Kants ›Dritter Kritik‹ – selbst eine individuelle Regel gibt. Mein Begriff der selbstbestimmten Seite richtet sich, in unterschiedlicher Weise, gegen diese Materialitätskonzepte. Erst wenn die Angriffe auf die Vorstellung der Selbstbestimmung deutlich vorgeführt sind, kann ich zur Frage der Seite zurückkehren. In diesem Sinn bereite ich mit diesem Aufsatz eher die Möglichkeit vor, die Frage nach der Seite richtig zu stellen, als sie schon zu beantworten. Ich gebe Präliminarien.

Die vier Konzepte der Materialität, von denen ich sprechen werde, haben gemeinsam, eine Sinnoberfläche radikal in Frage zu stellen (die ›Seite‹ wäre Teil dieser Oberfläche). Die Radikalität ergibt sich aus der Verabsolutierung jeweils eines Prinzips. Im Einzelnen geht es um:

- (a) eine *Analogisierung*, durch die der Kontext einer Stelle mit der Stelle selbst gleichgesetzt wird; den solcherart absolut gesetzten Kontext machte nicht nur das Wissen bzw. die Traditionen aus, auf die sich die Stelle bezieht, sondern auch Vorstufen in der Genese der Stelle, die mit dieser Stelle nicht im Sinn einer Entwicklung, sondern einer Art Homonymie verbunden sind; ich werde am Beispiel der neuen Hybrid-Edition des ›Faust‹ von Johann Wolfgang von Goethe die Problematik erläutern;
- (b) eine *Demokratisierung*, in der die Genese absolut gesetzt wird. Zwar wird, im Unterschied zur ›Analogisierung‹, eine genetische Entwicklung anerkannt, doch